

Die geschlossene Tür

Die geschlossene Tür

Über Schopenhauer, die Einsamkeit
und die stille Kunst des Zuhausebleibens

Nach einem Vortrag über Schopenhauer
und die Kunst des Zuhausebleibens

Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2020

Verfasst und gesetzt von Bernhard Buchhas
Gloggnitz · 2020

„Ganz er selbst sein darf jeder nur, solange er allein ist; wer also nicht die Einsamkeit liebt, der liebt auch nicht die Freiheit; denn nur wenn man allein ist, ist man frei.“

— Arthur Schopenhauer,
Aphorismen zur Lebensweisheit, Kap. V

KAPITEL 1

Von der Freiheit des Alleinseins

Es gibt eine alte, unbequeme Wahrheit: Ganz er selbst darf ein Mensch nur sein, solange er allein ist. Wer die Einsamkeit nicht liebt, liebt darum auch die Freiheit nicht – denn frei ist der Mensch einzig in den Stunden, die ihm ganz allein gehören. Diese Einsicht Arthur Schopenhauers lässt sich schon am gewöhnlichsten aller Abende erproben.

Nicht selten ist der schönste Augenblick eines Tages nicht jener, in dem man irgendwo ankommt, sondern jener, in dem man endlich wieder nach Hause kehrt. Die Tür fällt ins Schloss, und draußen bleiben mit einem Mal die Gespräche zurück, die fremden Gesichter, die ständige Pflicht, zuzuhören, zu antworten, angemessen zu reagieren. Die Jacke wird abgelegt, das Telefon beiseitegestellt, man setzt sich – und zum ersten Mal an diesem Tag stellt sich eine stille Frage: Wird es tragen, dieses Alleinsein?

Das Merkwürdige daran ist, wie gut es einem in solchen Stunden geht. Man fühlt sich weder einsam noch gelangweilt, verspürt kein dringendes Bedürfnis, jemandem zu schreiben oder rasch einen Plan für den Abend zu erfinden. Im Gegenteil: Es ist, als bekäme man etwas zurück, das den ganzen Tag über anderen gehörte – die eigene Zeit, die eigene Aufmerksamkeit, sich selbst.

KAPITEL 2

Der Verdacht der Welt

Freilich verstehen das nicht alle. Schon wieder zu Hause – warum geht er nicht aus, ist ihm nicht langweilig? So lauten die Fragen, die dem freiwillig Häuslichen begegnen, kaum dass er sich zu erkennen gibt. Hinter ihnen steht eine weitverbreitete, selten geprüfte Überzeugung: dass das eigentliche Leben draußen stattfindet, in Gesellschaft, auf Reisen, bei Veranstaltungen, unter immer neuen Menschen. Wer an einem Freitagabend freiwillig zu Hause bleibt, so will es die stillschweigende Übereinkunft, muss etwas versäumen.

Aber vielleicht kennt der eine oder andere auch das Gegenbild. Ein Abend in angenehmer Gesellschaft: jemand erzählt Geschichten, jemand macht Scherze, alle unterhalten sich, man lacht, hört zu, beteiligt sich – und ertappt sich nach einigen Stunden dennoch bei einem einzigen Gedanken: Wann kann ich endlich nach Hause?

Genau an diesem Widerspruch setzte Arthur Schopenhauer an. Er betrachtete das ständige Bedürfnis nach Gesellschaft mit großer Skepsis und stellte eine Frage, die sich die wenigsten stellen: Warum braucht der eine Mensch ununterbrochen eine Beschäftigung von außen, während einem anderen die eigene Gesellschaft genügt?

KAPITEL 3

Der innere Reichtum

Für Schopenhauer hing die Antwort einzig davon ab, was ein Mensch in sich selbst zu finden vermag.

*Denn je mehr einer an sich selber hat, desto weniger bedarf er von außen,
und desto weniger können auch die Übrigen ihm sein.*

— Arthur Schopenhauer, *Aphorismen zur Lebensweisheit*, Kap. II

Wem die eigenen Gedanken rasch langweilen, wem tiefere Interessen fehlen und wem die freie Zeit ohne fremde Hilfe leer bleibt, den beginnt die Stille tatsächlich zu drücken; er braucht fortan Menschen, Gespräche, Ereignisse, immer neue Eindrücke. Je reicher hingegen das innere Leben wird, desto häufiger geschieht das Gegenteil: Ein freier Abend erscheint nicht mehr leer, sondern kostbar. Zu Hause lässt sich endlich zu einer Frage zurückkehren, die tagsüber unterbrochen wurde; man liest weiter in einem Buch, hört Musik bewusst oder widmet sich einer Arbeit, die auch dann interessant bleibt, wenn niemand davon erfährt. Und manchmal – für einige Stunden – darf ein Mensch aufhören, etwas für andere sein zu müssen: kein Mitarbeiter, kein Gastgeber, kein unterhaltsamer Gesprächspartner, kein Mensch, von dem eine passende Reaktion erwartet wird. Er darf einfach er selbst sein.

Vielleicht werden manche Menschen deshalb mit den Jahren schwerer aus dem Haus zu locken sein. Nicht, weil sie das Leben verlernt hätten. Nicht, weil sie die Menschen grundsätzlich ablehnten. Sie beginnen lediglich, jeden geplanten Abend mit einer einfachen Alternative zu vergleichen: Wird es dort wirklich besser sein als zu Hause?

KAPITEL 4

Zwei Menschen, ein freier Tag

Man stelle sich zwei Menschen vor, denen unerwartet ein ganzer freier Tag geschenkt wird. Der Erste sucht sofort nach Veranstaltungen, schreibt Bekannten, prüft, wer Zeit hat; der Tag, so scheint es ihm, müsse dringend gefüllt werden. Der Zweite betrachtet dieselben freien Stunden anders. Da ist ein Buch, das er beenden wollte, eine Frage, die ihn seit Wochen beschäftigt, ein Film, den er endlich bewusst sehen möchte, oder einfach die Möglichkeit, in Ruhe nachzudenken. Für den Ersten ist freie Zeit eine Leere, die gefüllt werden muss. Für den Zweiten ist sie eine Ressource, die ihm im Alltag ständig fehlt.

Von außen ist der Unterschied kaum sichtbar – beide bleiben zu Hause. Dem einen scheint nichts zu geschehen; im anderen geschieht sehr viel, nur lässt es sich nicht fotografieren. Wir halten gemeinhin jenes Leben für reich, das sich zeigen lässt: eine Reise ergibt Bilder, ein Restaurantbesuch lässt sich veröffentlichen, ein Konzert lässt sich filmen. Aber wie zeigt man einen Abend, an dem jemand drei Stunden liest und plötzlich eine Frage versteht, über die er monatelang nachgedacht hat? Von außen saß nur jemand in einem Sessel. Im Inneren konnte ein ganzer Dialog stattfinden.

Für einen Menschen mit entwickeltem Innenleben bedeutet das Fehlen äußerer Ereignisse nicht das Fehlen von Leben. Er braucht nicht ununterbrochen neue Eindrücke, weil er bereits Erlebtes verarbeiten kann; er kehrt zu einem Gespräch zurück, denkt über ein Buch nach, überprüft eine Entscheidung, erschafft etwas Eigenes. Einige Stunden solcher Stille können ihm mehr geben als ein ganzer Abend unter zufälligen Menschen.

Dabei gibt es eine Grenze, die nicht verwischt werden sollte. Wer gern zu Hause ist, ist nicht automatisch klüger als ein geselliger Mensch, und Intelligenz macht niemanden zwangsläufig zum Einzelgänger. Es geht um etwas anderes: darum, wie dringend die Außenwelt gebraucht wird, damit einem mit sich selbst nicht langweilig wird.

KAPITEL 5

Der verschwundene Zuschauer

Man denke an einen gewöhnlichen Arbeitstag. Ein Kollege fragt am Morgen, wie es einem gehe; vielleicht hat man schlecht geschlafen, ist besorgt, möchte eigentlich in Ruhe gelassen werden – und antwortet dennoch: gut, und Ihnen selbst? Das ist keine Lüge, sondern der Preis, den Gesellschaft verlangt: dass man sich fortwährend, ein wenig, den Situationen anpasst. Am Abend trifft man freundliche Menschen, niemand bedrängt einen, und dennoch muss man teilnehmen – zuhören, antworten, dem gemeinsamen Rhythmus folgen. Danach fühlt man sich erschöpft, obwohl man sich körperlich kaum angestrengt hat, denn Gespräche verbrauchen Aufmerksamkeit, und Aufmerksamkeit ist begrenzt.

Zu Hause dagegen verschwindet der Zuschauer – und mit ihm die Notwendigkeit, für andere ständig irgendjemand zu sein. Dort darf man schweigen, so lange man will, nachdenklich aussehen, ohne eine Erklärung liefern zu müssen, sich der Sache widmen, die einem wichtig und allen anderen vollkommen gleichgültig ist. Die Anwesenheit anderer beeinflusst nicht nur unser Verhalten, sie beeinflusst sogar, worüber wir denken; ein Gedanke, der gerade Form annimmt, zerfällt wieder, sobald neben uns gesprochen, gefragt und geschrieben wird.

Schopenhauer schätzte diese Unabhängigkeit vom Urteil anderer außerordentlich hoch.

Man hat in der Welt nicht viel mehr als die Wahl zwischen Einsamkeit und Gemeinheit.

— Arthur Schopenhauer, *Aphorismen zur Lebensweisheit*, Kap. II

Und, kaum milder:

...daß jeder in dem Maße gesellig ist, wie er geistig arm und überhaupt gemein ist.

— Arthur Schopenhauer, *Aphorismen zur Lebensweisheit*, Kap. II

Ein hartes Urteil – und doch eines, das sich an einer einfachen Frage prüfen lässt: Wie wirke ich? Bin ich erfolgreich, interessant, gesellig genug, lebe ich richtig? Zu Hause verliert ein Teil dieser Fragen vorübergehend seine Macht, weil niemand zusieht. Dann wird eine andere Frage hörbar: Was interessiert mich selbst? Nicht, was beeindruckend aussieht, nicht, was ich morgen erzählen kann, sondern womit ich mich auch in vollkommener Stille beschäftigen würde, wenn niemand je davon erführe.

KAPITEL 6

Der Wandel der Jahre

Mit zunehmendem Alter, so scheint es, verändert sich für viele Menschen der Wert des eigenen Raumes. In jungen Jahren genügt schon eine Einladung als Grund, das Haus zu verlassen. Später verschiebt sich der Maßstab. Die Frage lautet nicht mehr: Warum sollte ich zu Hause bleiben? Sie lautet: Warum sollte ich von dort weggehen? Wenn es zu Hause ruhig und interessant ist und niemandem etwas bewiesen werden muss, sollte die Außenwelt schon etwas wirklich Wertvolles anzubieten haben.

Mit zwanzig Jahren wird eine Nachricht wie „Wir treffen uns heute, komm mit“ beinahe wie ein fertiger Plan behandelt; man kommt mit, selbst wenn der Weg weit ist und man die Hälfte der Menschen kaum kennt. Zehn, fünfzehn Jahre später löst dieselbe Nachricht andere Fragen aus. Wer wird dort sein? Wann komme ich zurück? Möchte ich diese Menschen heute wirklich sehen? Irgendwann erlaubt man sich einen Gedanken, der früher kaum möglich war: Vielleicht bleibe ich einfach zu Hause. Und, erstaunlicherweise, folgt darauf kein Bedauern. Man macht sich Tee, setzt sich hin, widmet sich eigenen Dingen – und stellt Stunden später fest: genau diesen Abend hatte man gebraucht.

Andere deuten eine solche Veränderung rasch als Langeweile: Früher war er doch immer unterwegs, so geht das Leben an ihm vorbei. Vielleicht aber hat dieser Mensch das Interesse am Leben nicht verloren. Er ist nur vorsichtiger geworden, wofür er es ausgibt. Mit den Jahren wird deutlicher, dass Zeit nicht unbegrenzt ist: Ein Abend in Gesellschaft, in der man gar nicht sein wollte, lässt sich nicht zurückholen, und auch ein freier Tag, den man nur aus Höflichkeit weggegeben hat, ist ebenso vergangen. Je weniger ein Mensch von ständiger Gesellschaft abhängt, desto höhere Ansprüche darf er an Gesellschaft stellen.

KAPITEL 7

Freiheit oder Flucht

Man stelle sich jemanden vor, der einen Samstag allein kaum erträgt. Ein Bekannter ruft an, schlägt ein Treffen vor; der Bekannte ist nicht sonderlich interessant, die Gespräche verlaufen jedes Mal gleich – und dennoch sagt der Mensch zu, denn die Alternative wäre ein ganzer Tag allein, und vor diesem Hintergrund erscheint fast jede Gesellschaft attraktiv. Ein anderer Mensch erhält dieselbe Einladung, vergleicht aber nicht Gesellschaft mit Langeweile, sondern zwei möglicherweise gute Abende miteinander – einen mit anderen Menschen, einen zu Hause, mit einem geliebten Buch und der Möglichkeit, in Ruhe zu denken. Deshalb kann seine Antwort lauten: Heute bleibe ich zu Hause, ohne dass darin Angst vor dem Alleinsein läge.

Verschwundet die Angst vor dem Alleinsein, verschwindet auch der Zwang, jede Gesellschaft festzuhalten. Man erkennt den Unterschied zwischen Menschen, in deren Nähe man sich besser fühlt, und Menschen, von denen man sich stundenlang erholen muss; man erkennt auch den Unterschied zwischen einem Gespräch, das etwas in Bewegung bringt, und zwei Stunden voller Worte, die nur entstehen, weil Stille als peinlich gilt. Der Grundsatz ist einfach: Geht es einem Menschen mit sich selbst schlecht, erscheint fast jede Gesellschaft gut. Geht es ihm allein wirklich gut, muss auch die Gesellschaft selbst gut sein.

Innere Unabhängigkeit bedeutet dabei nicht die Ablehnung der Gesellschaft, sondern die Fähigkeit, zu sagen: Heute genüge ich mir selbst. An diesem Gedanken hängt allerdings eine Gefahr, die sich bequem übertreiben lässt: Wenn es mir zu Hause gut geht, brauche ich die Außenwelt überhaupt nicht mehr. Zuerst sagt ein Mensch Treffen ab, dann neue Bekanntschaften, schließlich jede Situation, die unbequem werden könnte – und fast unbemerkt kommt es zu einer Verwechslung. Früher blieb er zu Hause, weil er das Zuhause wählte. Nun bleibt er, weil er Angst hat, hinauszugehen. Von außen können beide Leben gleich aussehen; der Unterschied ist dennoch gewaltig. Ist das eigene Zuhause ein Ort, der frei macht – oder wird es langsam zu einem Ort, hinter dessen Wänden man sich vor dem Leben verbirgt?

KAPITEL 8

Die zwei Ängste

Man denke an zwei Menschen, die beide einen Samstagabend zu Hause verbringen, beide niemanden treffen, beide das Telefon ausgeschaltet haben. Der eine ist zu Hause geblieben, weil er es wollte; er hätte Freunde besuchen oder spazieren gehen können, doch heute erschien ihm die eigene Gesellschaft einfach besser. Der andere sagt ebenfalls, ihm gehe es zu Hause gut – doch sobald eine wirkliche Einladung kommt, entsteht Angst: vor Menschen, vor einem unbekannten Ort, vor der Möglichkeit, unbeholfen zu wirken. Der Satz „ich brauche niemanden“ kann dann etwas anderes bedeuten als Unabhängigkeit; manchmal bedeutet er nur: So bin ich sicherer.

Hier verläuft die entscheidende Grenze. Das Zuhause kann der Ort sein, an dem man aus der Welt zurückkehrt. Es kann aber auch der Ort werden, hinter dem man sich vor der Welt versteckt. Im ersten Fall erweitert das Alleinsein die Freiheit. Im zweiten verkleinert sie sich, allmählich.

Diesen Unterschied lässt sich mit einer einfachen Frage prüfen: Wählt jemand wirklich sein Zuhause – oder vermeidet er inzwischen alles, was sich nicht kontrollieren lässt? Zu Hause ist vieles vorhersehbar, die eigenen Dinge liegen dort, wo man sie hingelegt hat, niemand stellt unerwartet eine unangenehme Frage. Doch Behaglichkeit kann unbemerkt zu einem Käfig werden – nicht weil es zu Hause schlecht wäre, sondern weil alles außerhalb immer ungewohnter wird. Wahre Unabhängigkeit sieht daher nicht aus wie eine für immer verschlossene Tür. Sie sieht aus wie eine Tür, die man jederzeit öffnen kann – man öffnet sie nur nicht mehr bei jeder Gelegenheit aus Angst, mit sich selbst allein zu bleiben.

Der Unterschied wird damit deutlich. Bleibt jemand zu Hause und denkt dabei: Ich könnte gehen, aber heute möchte ich nicht – dann ist es eine Entscheidung. Lautet der Gedanke hingegen: Ich möchte eigentlich gehen, finde aber lieber einen Grund zu bleiben – dann ist es Vermeidung. Das Zuhause sollte einem Kraft geben, in die Welt zurückzukehren. Es sollte nicht zur Rechtfertigung werden, ihr nie wieder zu begegnen.

KAPITEL 9

Der Freitagabend

Ist diese Grenze einmal verstanden, lässt sich zu jenem Freitagabend zurückkehren, von dem hier die Rede war. Das Telefon leuchtet auf, Freunde fragen, ob man heute dabei sei. Früher hätte der Mensch wahrscheinlich sofort zugesagt – nicht, weil er wirklich gehen wollte, sondern weil sich ein Freitagabend zu Hause einfach falsch anfühlte. Irgendwo, so schien es, fand das wirkliche Leben statt, und er hatte Angst, es zu verpassen. Heute betrachtet er die Nachricht anders. Er schaut in sein Zimmer, auf das Buch, das er weiterlesen wollte, auf den Sessel und vielleicht auf den Hund, der ruhig daneben liegt. Die kommenden Stunden gehören niemandem außer ihm. Er antwortet heute nicht. Dann legt er das Telefon weg, ohne das Gefühl, etwas verloren zu haben.

Außenstehende sehen vor allem, worauf er verzichtet hat: ein Treffen, eine Gesellschaft, ein Ereignis. Sie sehen nicht, was er stattdessen gewählt hat. Das Leben hinter einer geschlossenen Tür hinterlässt kaum äußere Beweise. Niemand sieht die Stunden des Lesens, ein Gedanke lässt sich nicht fotografieren, Ruhe ist schwer vorzuzeigen – und eine Erkenntnis, die erst nach Monaten entsteht, bleibt ganz im Inneren. Von außen hat jemand lediglich einen Abend zu Hause verbracht. Für ihn selbst war es möglicherweise der beste Abend der Woche.

Schopenhauers Blick führt hier zu einer tieferen Einsicht, als es die bloße Empfehlung, häufiger daheim zu bleiben, je könnte. Der Wert des Zuhauses liegt nicht in seinen Wänden. Er liegt darin, wer ein Mensch wird, sobald sich die Tür hinter ihm schließt. Verschwindet mit den anderen Menschen jeder Inhalt des Lebens, wird das Zuhause rasch langweilig. Existiert in seinem Inneren jedoch eine eigene Welt aus Interessen, Gedanken, Fragen und Tätigkeiten, wird das Zuhause zu einem Raum, in dem diese Welt ungestört leben darf.

...die freie Muße die Blüte, oder vielmehr die Frucht des Daseins eines jeden ist.

— Arthur Schopenhauer, *Aphorismen zur Lebensweisheit*, Kap. II

Dann muss niemand mehr durch die Menge äußerer Ereignisse beweisen, dass er wirklich lebt.

KAPITEL 10

Der Preis der Aufmerksamkeit

Manche Menschen gehen mit den Jahren tatsächlich seltener aus – nicht notwendigerweise, weil sie von der Gesellschaft enttäuscht wären oder sich für etwas Besseres hielten. Sie beginnen lediglich, den Preis ihrer eigenen Aufmerksamkeit zu verstehen. Früher lautete die Frage: Was verliere ich, wenn ich heute nirgendwohin gehe? Später lautet sie: Was gewinne ich, wenn ich bleibe? Einige Stunden Stille. Die Möglichkeit, nachzudenken und etwas zu tun, das einen wirklich interessiert. Nicht reden zu müssen, nur um Schweigen zu vermeiden. Keinen Eindruck zu erzeugen und keine Rolle zu spielen. Einfach zu sein.

Dabei bleibt eine Grenze entscheidend. Zu Hause geht es nicht demjenigen gut, der sich vor der Außenwelt fürchtet. Wirklich frei ist, wer hinausgehen kann, die Welt aber nicht in jeder Minute braucht, um sich lebendig zu fühlen. Ein solcher Mensch verschließt seine Tür nicht für immer. Er wählt bewusster, für wen und wofür er sie öffnet – und darin liegt eine besondere Form innerer Freiheit.

Früher brauchte mancher beinahe jede Gesellschaft, nur um nicht mit sich selbst allein zu sein. Später kann es auch ohne Gesellschaft gut sein. Kommt dann jemand in dieses Leben, ist er keine Rettung vor der eigenen Leere mehr – er ist eine Wahl. Beziehungen werden dadurch nicht ärmer, sondern ehrlicher. Innerer Reichtum bedeutet also nicht, niemanden zu brauchen. Er bedeutet, nicht mehr jeden zu brauchen, nur um sich selbst zu entkommen.

KAPITEL 11

Was das Zuhause wert ist

Der Satz „Heute bleibe ich zu Hause“ klingt dann nicht mehr wie eine Absage an das Leben. Manchmal bedeutet er genau das Gegenteil: Ein Mensch hat einen Ort gefunden, an dem er das Leben nicht in jeder freien Minute draußen suchen muss – weil er einen Teil davon in sich selbst erschaffen kann.